BlutsErben des Siegels

- Gegen das System -

Von Idhren

Kapitel 1:

Catherine schlug ihre Kapuze hoch um das schwarze, zurückgebundene Haar vor dem Regen zu schützen, der vom Himmel nieder prasselte, sah hoch zu den Wolken und trat unter dem Dach hervor auf die Straße.

Rouen.

Noch immer von den Engländern besetzt. Dieser Krieg dauerte inzwischen annähernd ein Jahrhundert - wann hörte dieser Spuk auf? Dem französischen Volke seinen französischen Regenten, hier hatte ein englischer König nie etwas verloren. Erst recht kein Land.

Sie zog ihren Mantel eng um sich, als eine kalte Brise durch ihre Kleidung fuhr, und ging vorsichtig unter den wachen Augen eines Engländers ihres Weges.

Und endlich war sie am Ziel: Der Marktplatz, an dem vor neunzehn Jahren der Scheiterhaufen brannte, als sie selbst noch ein kleines Kind auf dem Arm ihrer Mutter war. Der Scheiterhaufen, der Frankreichs große Hoffnung zu Staub zerfallen ließ. Von den Franzosen verraten, von den Burgundern verkauft, von den Engländern hingerichtet: Das Bauernmädchen mit göttlicher Bestimmung, das imstande war, die Stimme des Herrn zu hören. Jeanne d'Arc, die Befreierin Orléans, angekettet und in Flammen aufgehend - noch immer trug sie das Bild in ihrem Gedächtnis.

Doch sie würde vorerst zum letzten Mal hier sein und der Verstorbenen die Ehre erweisen, die ihr von den dafür Blinden verschmäht.

Die Kirche hatte ihr den Auftrag erteilt, ein ehemaliges Kloster an der Loire, noch unterhalb von Bourges aufzusuchen. Widerwillig hatte sie sich gefügt. Man hatte ihr den Namen Persephone gegeben, unter dem sie von nun an reisen sollte, da Hexenjäger auf der Suche nach den zwölf Mitgliedern der ersten magischen Existenz waren.

Sie schnaubte. Persephone! Ein Name, der den Hexenjägern wohl so gar nicht auffallen sollte? Sie würde schneller erkannt als eine Maus von einem Falken! Man hätte mehr erwarten können von der christlichen Kirche.

Catherine machte das Kreuzzeichen vor der Brust, faltete die Hände, schloß die Augen und murmelte flüsternd: „Amen.“

Sie zog eine weiße Rose aus ihrer Manteltasche, küsste sie und legte sie auf den Boden.

Einer der Besatzer kam auf sie zu, seine Hand am Schwertheft.

„Du da! Weib! Was tust du?“

Catherine wandte sich ihm zu und sah unter ihrer Kapuze mit eisblauen Augen in die

seinen, grauen.

„Ich lege eine Rose nieder. Nicht mehr.“

Er sah auf die weiße Blume.

„Wofür?“

Sie schwieg, und er begann laut zu lachen.

„Für das dreckige Weibsbild, das hier vor zwanzig Jahren brannte? Diese Ketzerin in Männerkleidung? Manche der Wachen sagten, sie hätten sich an ihr gütlich getan...“

In Catherine stieg der Zorn empor, sie hätte ihm die Augen auskratzen können, wäre er kein Engländer.

„Ihr versteht davon nichts, Monsieur.“

Er holte aus und knallte ihr eine Ohrfeige ins Gesicht, so dass sie ein paar Schritte zurück taumelte.

„Sei nicht so dreist, du Ratte. Und sprich mich auf englischem Boden nicht mit Monsieur an“, sagte er und öffnete ihre Stimme nach.

Sie hielt sich die Wange, während er auf die Rose sah, einen Schritt darauf zu ging und sie mit seinem schlammigen Stiefel zertrat.

„Das ist es, was dieser Ketzerin gebührt!“, rief er laut aus, drehte sich um, lachte und ging seines Weges.

In Catherine's Augen flammte Hass auf.

Sie zog sich zurück vom Marktplatz, die Zeit war gekommen, Rouen zu verlassen. Vielleicht für immer.

Laurent saß ab von seinem Schimmel und band die Zügel an einem Ast fest. Ein kleiner Bach, der bald schon in die Garonne fließen würde, bahnte sich hier seinen Weg durch die Gräser, endlich eine Stelle, an der man trinken könnte.

Er band seinen Wasserbeutel vom Sattel los, öffnete den Verschluss und hielt ihn in das eisig kalte Wasser um den Vorrat wieder aufzufüllen.

Schnell aber hatte er ihn wieder festgebunden und löste die Zügel, saß auf und ritt weiter Richtung Norden. Immer der Stadt Bourges entgegen.

Ein weiteres Mal zog er den Brief hervor und las ihn durch. Ein Brief aus Rom, von ein paar Kardinälen entsandt und vom Papst selbst unterschrieben.

Laurent hatte den Auftrag erhalten, eine gewisse Mademoiselle Délieure aufzusuchen. Vor einem Tag erst war er von Toulouse aufgebrochen, und es gefiel ihm ganz und gar nicht, weiter nach Norden aufbrechen zu müssen. Wer wusste schon, was die Engländer planten, seit sie zurück gedrängt wurden?

Er drehte sich einen kurzen Moment um - schon wieder diese Gestalt, die ihn zwischen den Gestalten verfolgte. Eine ganze Weile hatte es ihn nicht gestört, doch langsam wurde es unangenehm.

Er wendete seine Stute und ließ sie zum Stillstand kommen.

Der dunkel gekleidete Mann kam jetzt im Trab auf ihn zu.

Laurent lächelte.

„Monsieur, kann ich irgend etwas für Euch tun? Ihr reitet schon über zwei Stunden hinter mir her.“

Der Mann auf dem braunen Wallach, kein schön ansehnliches Tier, grinste.

„Natürlich könnt Ihr mir helfen. Als erstes mit Eurem Namen?“

Laurent lächelte geduldig weiter.

„Genesis muss Euch vorerst genügen.“

Der Mann vor ihm, sein dunkelbraunes Haar klebte dreckig in seinem Gesicht, zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ihr beruft Euch also auf das heilige Buch, wenn Ihr Euren Namen nennt?“

„Ich mag die Geschichte über die Sintflut, wenn alles von vorne beginnt.“

Der Mann sah kurz auf die Beine der Stute und dann wieder in Laurents Gesicht, dass ein Lächeln noch immer zierte.

„Genesis 8, 2-3: Die Quellen der Urflut und die Schleusen des Himmels schlossen sich; der Regen vom Himmel ließ nach, und das Wasser verlief allmählich von der Erde.“, zitierte der Fremde.

Laurent sah ihn misstrauisch an.

„Ihr könnt Latein? Dabei seht ihr doch wie ein einfacher Bürger aus“, bohrte er sanft nach.

Der Mann vor ihm grinste.

„Mein Leben ist der Kirche gewidmet, könnte man sagen“, antwortete er.

Ein straffer Zug an den Zügeln, und die weiße Stute wendete.

„Ein Leben für die Kirche als einfacher Bürger? Es tut mir leid, aber mit Hexenjägern wie Euch will ich nichts zu tun haben. Sie sehen in jedem, der ihnen nicht gefällt etwas Ketzerisches.“

Der Fremde drückte seinem Tier die Beine in die Seiten und ritt neben Laurent her.

„Dann solltet Ihr vorsichtig sein, damit ihr dieses unsere Treffen nicht irgendwann bereuen müsst.“

Laurent lachte.

„Ihr wollt mir drohen?“

Der Mann grinste boshaft.

„Ich tue es bereits.“

„Ihr seid so alleine hier wie ich, seid vorsichtig, was Ihr im Begriff seid, zu tun. Ich könnte Euch hier angreifen und eine lange Zeit würde man Euren Leichnam nicht finden.“

Der Mann kniff die Augen zusammen.

„Ihr wollt Euch einem Arm der Kirche widersetzen?“

Laurent schüttelte den Kopf.

„Etwas Solches würde ich nie wagen, ihr versteht mich falsch. Ich verstehe nicht, warum ihr mir als rechtschaffenem Bürger auflauern wollt, der in gewissem Sinne auch ein Arm der Kirche ist. Verzeiht mir meinen barschen Ton, doch bin ich aufgebracht, dass mir ein Hexenjäger folgt, obwohl ich frommer bin als manch ein anderer.“

Der Mann sah ihn noch einen Moment abschätzend an, dann nickte er.

„Natürlich. Ich will Euch auch nicht weiter aufhalten. Verzeihung“, sagte er und verneigte sich so gut er konnte auf dem Pferd, wendete und ritt zurück.

Laurent lächelte.

„Welch grandiose Ideen haben sie doch! Ihre eigene Strategie geht für sie nach hinten los“, lachte er leise in sich hinein. Doch er musste zugeben, dass es mehr als lästig war, diese Fliegen immer wieder abschütteln zu müssen.

Weiter ging der Ritt zum Kloster. Es würde noch mehrere Tage dauern, bis er angekommen wäre.

Die kleine Flamme kämpfte flackernd ums Überleben im sanften Hauch der kalten Luft, der von draußen in die Kirche wehte. Das blonde Haar flog um ihr Gesicht, dessen grüne Augen von den Lidern verdeckt wurden. Die Hände waren vor der Brust gefaltet, die Augenbrauen im Gebet kraus gezogen.

Sie stand von der Gebetsbank auf, machte das Kreuzzeichen, knickte vor dem Herrn

und verließ die Kirche mit schnellem Schritt.

Draußen kam ihr ein Mädchen entgegen gelaufen, nicht älter als sieben Jahre, die Arme weit geöffnet.

„Florette, Florette! Musst du wirklich gehen?“, rief es ihr schon aus der Ferne zu.

Florette kniete sich hin, darauf bedacht, das hellblaue Kleid nicht zu beschmutzen, und umarmte ihre kleine Schwester.

„Ja, Adrienne, ich muss. Ich kann nicht länger hier bleiben.“

Das kleine Mädchen konnte sich nicht mehr zurückhalten, sie weinte und ließ die Tränen langsam über ihre Wangen laufen, die salzigen Perlen lösten sich von ihrem Kinn und fielen auf den Boden, der sie gierig aufnahm.

„Mama und Papa brauchen dich aber! Ich brauche dich! Julien braucht dich! Und was ist mit Frédéric? Er hat gerade erst bei Papa um deine Hand angehalten!“

Florette lächelte.

„Mama und Papa müssen ohne mich auskommen, Mama weiß das, du hast von nun an Julien, um den du dich kümmern musst. Ich musste mich auch um dich kümmern, als ich so alt war wie du; kümmere du dich also nun um unseren Bruder. Und Frédéric? Er wird es verstehen. Er muss warten. Liebt er mich wirklich, so wird er auf mich warten. Wenn ich wieder zurück bin, werde ich seine Frau.“

Adrienne wischte sich mit dem Handrücken die Tränen ab und nickte.

„Gut, ich werde mich bemühen, Mama und Papa zur Hand zu gehen, und Julien wird mit mir heranwachsen.“

Adrienne sah auf den Boden, Florette legte ihr einen Finger unter das Kinn und zwang sie so, ihr in die Augen zu sehen.

„So ist es recht, Kleine. Du wirst das schon schaffen.“

Das Mädchen nickte tapfer.

„Frédéric wartet auf dem Hügel auf dich, er sagte, er wolle sich von dir verabschieden, ohne das jemand bei euch ist.“

Florettes Herz begann zu flattern, sie stand auf.

Sie zog sich schnellen Schrittes von der Kirche zurück, lief durch eines der weiten Lavendelfelder und den Hang hinauf, wo sie ihren Liebsten schon stehen sah.

Er breitete die Arme aus und umarmte sie.

„Florette, ich bitte dich, bleibe bei mir! Mein Herz ist auch so schon voller Sorge, willst du wirklich, dass ich unruhig hier bleibe und jeden Tag um deine Rückkehr bange?“

Sie lächelte in seine braunen Augen und strich ihm durch das dunkelblonde Haar.

„Frédéric, ich muss gehen! Oder willst du, dass man mich als Ketzerin auf dem Scheiterhaufen verbrennt? Ich kann mich der Kirche nicht entziehen, so gerne ich auch bleiben will! Es dauert sicher nicht lange, und deine Arme können mich wieder halten, Sorge dich nicht meinetwegen.“

Er nahm eine Strähne ihres langen Haares zwischen zwei Finger und sah mit zusammengezogenen Augenbrauen darauf.

„Dein blondes Haar, deine blasse Haut und deine hellrosa Lippen werden mich im Traum verfolgen und quälen. Ich liebe dich, so sehr, dass ich egoistisch selbst dem Herrn gegenüber geworden bin und dich ihm vorenthalten wollte. Verzeih mir, meine Liebste. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn es mir das Herz entzwei reißt.“

Er kam mit seinem Mund dem ihren immer näher und küsste sie schließlich sanft.

Frédéric reagierte nicht so, wie sie es sich von ihm erhofft hatte, dennoch lächelte sie zaghaft. Sie hatte sich nicht gewünscht, dass er ihr ein schlechtes Gewissen machte und sie mit jenem schlechten Gewissen das Dorf verließ. Doch er war und blieb nun einmal Frédéric, und es war auch gut so.

Sie löste sich wieder von ihm und lief nach Hause, wo ihre Mutter das einzige Pferd, dass die Familie besaß, gesattelt hatte. Sie nahm sich ihren Mantel, schlug die Kapuze hoch und saß auf. Die Reise würde nun beginnen. Ohne Frédéric, ohne ihre Familie. Florette war sechzehn, es würde ihre erste Reise ganz alleine sein. Und hoffentlich auch die letzte, nach ihrer Rückkehr würde sie sicher nicht mehr fort wollen.

Das Kruzifix baumelte an seiner silbernen Kette um ihren Hals, sie nahm es in die Hand und besah sich seine Form und den silbergrau glänzenden Hämatit, der in der Mitte eingefasst war.

Das braune Haar zu einem Zopf geflochten, doch unter der weißen Kapuze verdeckt, so stand sie vor dem Spiegel in ihrem Zimmer. Hélène griff nach ihrem Gebetbuch und wollte gerade den Knauf ihrer Tür berühren, als es klopfte. Erschreckt zog sie den Arm zurück.

„Ja bitte?“

Die Tür schwang auf und eine weitere Frau ganz in weiß trat ein, einen gelben Umschlag in den Händen.

„Madame, dieser Brief kam gerade für Euch an. Er ist aus Rom - habt ihr an einen Kardinal geschrieben?“, fragte sie höflich, doch sie schien keine Antwort zu erwarten, statt dessen verließ sie das Zimmer wieder.

Hélène nahm das Papier verwirrt in die Hände, brach das Wachssiegel und las.

Als sie am Ende angelangt war, las sie von vorne. Und noch einmal.

Dann öffnete sie die Tür, wandte sich nach links und lief schnellen Schrittes den Flur weiter entlang, bis sie an einer bestimmten Tür angelangt war. Sie klopfte und trat nach einem gedämpften „Herein“ durch die Tür.

Vor ihr stand eine alte Frau, die kleinen Lachfalten neben den Augen zogen sich zusammen, als sie Hélène sah und zu lächeln begann.

„Ahh, meine Liebe, was kann ich für dich tun?“

Hélène drückte ihr verwirrt den Brief in die Hand.

„Bonjour, Madame. Ich habe soeben diesen Brief erhalten. Er kommt von den Kardinälen und ist sogar von seiner Heiligkeit unterschrieben.“

Die Frau zog verwundert die Augenbrauen in die Höhe und las.

Als sie fertig war, schaute sie auf und lächelte.

„Nun, es scheint, als müsstest du uns verlassen.“

Hélène sah auf den Boden.

„Aber ich bin doch gerade erst eingetroffen!“

Die alte Frau legte ihre Hand an Hélènes Wange.

„Du kannst den Weg Gottes, den du einschlagen wolltest, eben noch nicht betreten. Er hat dir einen anderen Pfad aufgezeigt und dir vielleicht eine Prüfung auferlegt. Folge ihr mit mutigem Herzen, und du wirst wohlbehalten zurückkehren.“

Hélène biss auf ihrer Unterlippe herum, und die Frau sah die Sorge, die sich in ihren Augen widerspiegelte.

„Was bedrückt dich so sehr, dass du nicht gehen magst?“

„Madame, meine Gedanken sind bei Jeanne d'Arc, die, angeblich von Gott geschickt, auf dem Scheiterhaufen endete.“

Die Alte lächelte sanft.

„Du vergleichst dich mit einer Ketzerin, die in Männerkleidung gegen die Engländer kämpfte. Sei unbesorgt.“

Hélène nickte, dennoch ging sie mit Sorgen aus dem Raum und zog sich in ihrem Zimmer zurück.

Ja, so absurd es auch war, sie zog Parallelen zwischen Jeanne d'Arc und sich. Auch Jeanne war angeblich in Gottes Auftrag losgezogen, und sie sollte sich ebenfalls fügen.

Vor allem die Antwort, die sie gerade bekommen hatte... Eine Ketzerin? Nein, sie glaubte nicht, dass Jeanne jemals eine Ketzerin gewesen war. Und war es so schlimm, dass sie in Männerkleidung gegen die Engländer gekämpft hatte? Sicherlich war es unerhört, dass sie die Kleidung angelegt hatte, aber sie hatte immerhin auch den Feind zurück drängen können!

Hélène ging zum Fenster und stieß die hölzernen Läden auf. Das Meer schlug mit seinen Wellen sanft gegen das Ufer, das Rauschen dröhnte in den Ohren. Und diesen wundervoll abgelegenen Ort sollte sie verlassen?

Aber es war Auftrag der Kirche. Wer sich widersetzte, würde als Ketzer angeklagt werden. Nicht schlimmeres hätte sie sich vorstellen können.

Ein Vogel flog an dem Fenster vorbei und auf das Meer hinaus.

Frei.

Eine Freiheit, die auch sie sich immer schon gewünscht hatte. Könnte Hélène jene Freiheit auf ihrer Reise finden?

Sie würde sie auf jeden Fall suchen. Ihre Entscheidung stand fest: Die Zeit war gekommen, diesen Ort wieder zu verlassen. Lange hatte sie nicht ausharren dürfen. Doch ehe sie ihr ganzes Leben hier verbrachte, weit ab vom Krieg, würde sie noch einmal Abenteuer haben dürfen.

Jean verabschiedete sich von seiner Mutter, öffnete die Tür und verließ das Haus. Er lief den schmalen Bergweg hinauf, hoch und immer höher, bis er von ihm weg trat und einen Vorsprung hochkletterte, nur drei, vier Meter hoch. Er hielt sich an den hohen Grasbüscheln die hier wuchsen fest und zog sich hoch, um weiter zu laufen, wo sonst nie jemand entlang kam.

Bald schon war er am Ziel angekommen: Ein kleiner Durchlass im Stein, wie eine Höhle, doch nicht einmal groß genug für ein Kleinkind. Jean mit seinen dreizehn Jahren passte erst Recht nicht hindurch.

Doch er streckte einen Arm hinein, kicherte in sich hinein und zog ihn wieder heraus. Um den Arm herum war eine Art Echse gewickelt, mit langem Schwanz, der in einer großen, keilförmigen Schuppe endete, mit langen Krallen an den Füßen, einer lang gezogenen Schnauze und eng anliegenden Flügeln, die von den Schulterblättern fast bis zum Schwanzende gingen. Die Farbe ihrer Schuppen war Anthrazit, doch im Licht schimmerten sie stark blau. Sie war mit Schwanz nicht länger als siebzig Zentimeter.

„Bonjour, Avia. Hast du gut geschlafen?“, fragte er, während der Drache ihn aus schwarzen Augen ansah.

Jean fasste in seine Hosentasche und fischte darin herum, bis er ein paar Stücke Brot und die Scheibe Wurst gefunden hatte, die er an Avia verfütterte. Die Echse schlang sie gierig herunter, spannte die verhältnismäßig großen Flügel und hob sich in die Luft, stieg mit jedem Flügelschlag sanft auf und ab.

Ein kleiner Schmetterling flog vorbei, Avia sichtete ihn, flog darauf zu, machte das Maul auf und stieß eine kleine Flamme hervor, das verkohlte Insekt landete zwischen den Zähnen des Drachen und wurde schnell geschluckt.

Jean schüttelte den Kopf.

„Dabei sind sie doch so niedlich, Avia. Aber gut, friss nur. Gibt genug davon - wie viele gibt es schon von dir?“

Avia flog um seinen Kopf und legte sich in seinem Nacken lang auf seine Schultern. Er

hob einen Finger und kralte ihr den Hals, woraufhin sie einen Laut, der nach einer Mischung aus knurren und miauen klang, als Bestätigung des Gefallens von sich gab. Er lächelte.

„Du bist das Beste, was mir seit langem passiert ist, Süße... Aber Maman weiß inzwischen von dir. Sie sagt, ich soll mich nicht mit Dämonen einlassen, denn sie sind den frommen Menschen Versuchung und Prüfung zugleich. Ich kann dir aber nicht widerstehen. Wir sind doch Freunde, oder?“

Der Drache rieb seine rauhe Schnauze an Jeans Wange.

„Sehr gut. Dann geh vorerst wieder in deine Höhle, ich komme später um dich zu holen.“

Der ließ die Echse auf seinen Arm klettern und streckte ihn wieder in die Felsspalte, wo Avia sich wieder einrollte.

Jean kletterte den Hang mühsam wieder hinunter und rannte den Weg zurück.

Als er die Tür öffnete, saß seine Mutter am Tisch, Tränen rannen ihr über das Gesicht.

„Maman! Was ist geschehen, dass du weinst?“

Sie sah auf und lächelte.

„Du musst uns nun verlassen, Jean. Ein Brief der Kirche. Du und dein Dämon, ihr müsst in ein abgelegenes Kloster. Ich habe es dir von Anfang an gesagt: Du sollst dich nicht mit diesem Tier abgeben, die Kirche wird aufmerksam und es dir austreiben. Gott sieht alles, und nun musst du gehen. Ich sattele das Pony, das Pferd ist zu groß für dich. Es ist eine Karte dabei, die du lesen kannst. Du musst nur an die Loire gelangen. Dann findest du es ganz schnell, mein Schatz.“

Jeans Herz blieb stehen.

„Ich soll in ein Kloster?“

Sie nickte.

„Ja, so steht es hier. Wehre dich nicht, du kommst ohne den Dämon zurück und alles ist gut“, sagte sie und lächelte weiter sanft.

Der Junge hatte Angst davor, zu diesem Kloster zu ziehen. Nicht nur, dass sie ihm seine Freundschaft zu Avia austreiben wollten, wie es schien, sie wollten sie auch noch behalten? Womöglich töten?

Doch er konnte sich dem Befehl nicht widersetzen. Er musste gehen. Mit dem schönen Drachenweibchen. Schweren Herzens ging er den Weg, den er gerade erst gekommen war, wieder zurück und holte Avia aus ihrem Versteck. Sie hatte sich liebevoll um seinen Unterarm gewickelt, als er wieder zurück kehrte.

Unten wieder angekommen, schreckte seine Mutter zuerst vor dem Tier zurück, sein Vater, der gerade aus dem Stall kam, trocknete sich die Hände mit einem Stück Stoff ab und gab ihm ein Messer, fast schon so groß, um Dolch genannt zu werden. Der Griff war mit vielen, wunderschönen Verzierungen versehen.

„Pass auf dich auf, Junge, und kehre gesund zurück zu uns. Ich kann mir denken, was dir bevorsteht. Dass sie mich nicht nahmen... Wie auch immer. Du bist wachsam und mutig, ja?“

Jean nickte tapfer, Tränen sammelten sich in seinen Augen. Seine Mutter überwand sich schließlich und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn.

Er sah zu Avia und fasste einen Entschluß.

‘Niemand wird dich mir irgendwer wegnehmen. Nur du kannst dich entschließen, mich zu verlassen. Ich werde alles dafür tun, damit du bei mir bleibst. Pass nur auf, ich schaffe das schon - irgendwie’, dachte er und sah sich das Pony an, auf das er jeden Moment steigen würde.

Das Saatgut rasselte aus der linken in die rechte Hand, Antoine lächelte. Aus all diesen kleinen Körnern würden später riesige Pflanzen werden können. So ein Wunder der Natur, dass aus so kleinen Dingen etwas so Wunderbares wurde.

Er drückte die Samen in die Erde und legte eine Hand darauf, als er sie wieder hinfort zog, waren kleine Sprieße zu erkennen.

Diese Gabe Gottes würde ihn schon bald auf die Reise schicken. Sein Söldnerleben war vorbei, doch die Engländer schienen ohnehin nicht länger als Bedrohung.

Er stand auf und schlenderte zurück zur Stadt, ging über den Marktplatz und sah sich das Sortiment des Waffenhändlers an. Hier war aber nichts, was begehrenswert für ihn war.

Er hatte den Brief schon vor zwei Tagen erhalten, doch er machte sich nicht so viel aus der Kirche wie manch anderer und ließ sich deswegen ein wenig mehr Zeit als sonst.

Er drehte sich um und sah ein kleines Mädchen schwere Lasten von Früchten und Gemüse tragen, ging zu ihr und nahm ihr den Korb ab.

„Wohin soll es denn gehen, Mademoiselle? Ich helfe Euch tragen, der Korb ist doch viel zu schwer für Euch“, sagte er höflich.

Das Mädchen grinste, machte aber anstalten, ihm ihre Sachen wieder abzunehmen.

„Lasst nur, Monsieur, ich kann Euch nicht für Eure Dienste entlohnen, Ihr braucht mir nicht helfen.“

Er beharrte jedoch weiter darauf.

„Ihr kränkt mich, Mademoiselle, wenn Ihr nur den Söldner und nicht den Kavalier in mir zu sehen vermögt.“

Sie errötete und ließ endlich von ihm ab; ging die Straßen voraus um ihm den Weg zu zeigen.

„Wie alt seid Ihr, Mademoiselle?“

Sie drehte sich nur kurz um, ihre blonden, leicht lockigen Haare wehten um ihre Schultern.

„Fünfzehn, Monsieur. Warum fragt Ihr?“

Antoine zuckte mit den Schultern.

„Ich fragte mich nur, warum Ihr keinen starken Mann an Eurer Seite habt, bei Eurer hübschen Erscheinung.“

Sie kicherte.

„Hört auf, mir Honig um den Mund zu schmieren, Monsieur“, sagte sie, bog in eine Seitenstraße ein und hielt vor einem kleinen Haus.

„Da wären wir. Bekomme ich meinen Korb wieder?“, fragte sie mit einem Glitzern in den grauen Augen.

Er lächelte, gab ihr das Verlangte und verbeugte sich kurz.

„Immer zu Euren Diensten, Mademoiselle. Jedenfalls, sobald ich wieder zurück bin.“

Sie zog die Augenbrauen zusammen.

„Ihr verlasst uns also?“

Er nickte.

„Ja. Es war also das erste und vorerst einzige Mal, dass ich Euren Korb trug.“

Sie nickte, legte den Kopf zur Seite und lächelte.

„Eine gute Reise, Monsieur“, sagte sie und trat in das Haus ein.

Er ging zurück zu dem Platz, wo er die Körner eingesät hatte. In der Kälte waren riesige Sonnenblumen zur Blüte gekommen, sie würden sich jedoch nicht lange halten.

Antoine lächelte.

„Schade, dass ich langsam wirklich aufbrechen muss...“, murmelte er und machte sich

auf, seine sieben Sachen zusammen zu suchen. Doch als Söldner musste er sich wenigstens um gewisse Gefahren keine Sorgen machen.

Hier oben in den Bergen lag längst Schnee, die Seen waren zugefroren und trugen das Gewicht eines Menschen mit Leichtigkeit.

Marielles weißes Kleid war unten am Saum vollkommen durchnässt und verdreckt, ihre braunen Wildlederstiefel hielten ihre Füße aber dennoch wohlig warm. Sie sah zum Himmel, der von graublauen Wolken überzogen war und bahnte sich weiter ihren Weg durch die Schneedecke.

Bald schon landete eine weißglitzernde Flocke auf ihrer Nasenspitze, und sie beeilte sich, zurück ins Dorf zu kommen. Sie hatte nicht vor, durch ein Schneegestöber zu laufen.

Doch Marielle hatte keine Wahl: Bald schon waren die Flocken so dicht und zahlreich, dass sie kaum noch die Hand vor Augen sehen konnte.

In welche Richtung sollte sie sich wenden?

Sie schlug das braune, offene Haar zurück und setzte die Kapuze ihres dicken, gefütterten Mantel auf, dann sah sie erneut zum Himmel, doch sie konnte die Augen nicht lange aufhalten, da ihr das Eis immer wieder hinein wehte.

Ihre blauen, leuchtenden Augen bekamen ein Glitzern, als der Schnee, der von oben kam, sich teilte und sie gemütlich hindurch gehen konnte. Keine einzige Flocke berührte sie noch.

Das Licht des Dorfes, oben auf dem Hügel, begann, sie zu erreichen, endlich vermochte sie die Richtung, die sie einschlagen musste, zu erkennen.

Marielle stieg weiter hoch, doch als die Menschen sie hätten ausmachen können, ließ sie den Schneeschleier auch über sich fallen und kämpfte sich durch die Kälte, bis sie Zuhause angekommen war.

Das Feuer prasselte im Kamin, ihr Mann legte noch einen Holzsplit hinein.

Sie lächelte.

„Ich bin wieder da“, sagte sie leise.

Er nickte.

„Ich sehe es. Komm her und wärm dich am Feuer, du bist wahrscheinlich halb erfroren.“

Sie schüttelte den Kopf, gehorchte ihm aber dennoch.

„Ich kann die Kälte besser ertragen als manch eine andere Frau hier“, sagte sie, streifte sich die Handschuhe von den Fingern und zog ihren Mantel aus, um sich auf dem Teppich vor dem Kamin nieder zu lassen.

Er ging zum Regal und zog ein Buch heraus, das er ihr gab.

Sie lächelte und empfing seinen Kuss gerne.

„Danke, Schatz.“

Er strich ihr sanft über die Wange, doch sein Gesichtsausdruck änderte sich und schlug zur Sorge um.

„Du hast einen Brief erhalten. Du musst fortgehen.“

Sie war fassungslos.

„Wie bitte?“

Er erhob sich, ging zum Tisch und gab ihr das Blatt Papier, das Wachs war inzwischen gebrochen.

Sie las durch und wurde immer bleicher. Als sie fertig war, sah sie mit Tränen in den Augen auf.

„Ich will nicht gehen. Mich hält zuviel hier.“

Er lächelte und wischte ihr die Tränen fort.

„Schon gut. Du kannst auch nicht hier bleiben und dich widersetzen. Es ist ein Orden von zwölf, nicht wahr? Wenn jemand fehlt, fällt es auf. Gehe, ich werde auf dich warten.“

Marielle sah in seine Augen, die pure Liebe auszustrahlen schienen. Sie fügte sich seinem Willen und nickte.

„Gut. Aber ich werde noch ein paar Tage bleiben. Ich will mich noch nicht lösen. Außerdem wird der Schneesturm draußen lange anhalten.“

Er nickte, setzte sich zu ihr und nahm sie in den Arm.

Zusammen lasen sie weiter aus dem Buch, während das Feuer Wärme und Licht im Raum verbreitete.

Marielle wollte nicht gehen, aber sie würde. Widerwillig. Mit Traurigkeit, aber auch Neugier im Herzen.

Aber diese letzten Tage Zuhause würde sie vorerst noch genießen.

Eine junge Frau lehnte an einem Baumstamm, die Augen im Schlaf geschlossen und in das Licht der untergehenden Sonne getaucht. Eine leichte Brise fuhr durch ihr rötliches Haar, trug es mit sich und strich ihr sanft damit über die Nase.

Durch das Kitzeln aufgeweckt hob sie langsam die Lider, grüne Augen kamen darunter zum Vorschein.

Sie hob die Hand und fasste sich damit an die Schläfen. Ihre Kopfschmerzen waren inzwischen so stark, dass sie ihr die Tränen in Augen trieben.

Ein Vogel flog über die rotgoldenen Wolken und sang dabei fröhlich. Sie sah ihm hinterher und wunderte sich, als er in der Luft stehen blieb, ohne mit den Flügeln zu schlagen. Es sah aus, als hätte man ihn mit einem Pfeil an den Himmel geheftet. Wie konnte er so fliegen?

Und wo war die Brise geblieben, die ihr bisher durch das Haar gefahren war? Selbst die Wolken ließen sich nicht mehr vor der Sonne her peitschen. Sie blieben ganz einfach stehen.

Ein neuer Schmerz durchzuckte ihren Kopf und sie schloß die Augen und krümmte sich zusammen.

Als es langsam nachließ, war der Vogel weg. Der Wind wehte wieder, die Blumen und Gräser beugten sich ihm ergeben.

Sie schüttelte den Kopf, wie um den nachklingenden Schmerz hinaus zu werfen, stand auf, putzte ihr Kleid notdürftig ab und schützte die Augen mit der Hand vor dem Licht der Sonne als sie sich umsah.

Sie schien lange geschlafen zu haben, wenn doch schon die Sonne unterging.

Langsam begann sie, nach Hause zu gehen. Ein paar Feldwege entlang und zu dem kleinen Haus am Rande des Dorfes.

Sie öffnete die Tür und trat ein.

Ein Umschlag lag auf dem Tisch, die Adresse mit verschnörkelter schwarzer Tinte kenntlich gemacht.

Sie ging hin und öffnete ihn um ihn sich durchzulesen.

Sie verstand kaum etwas.

Was war der „Orden der ersten magischen Existenz“? Warum musste sie zu diesem Kloster?

Doch es machte nichts.

Manon war schon immer eine Reisende gewesen, war dafür mehr oder weniger ausgeschlossen worden, dass sie sich hier niedergelassen hatte war nur Zufall. Sie

hatte die nächste Reise in die Normandie geplant, doch sie könnte auch Richtung Loire ziehen. Es war nur ein klein wenig weiter als ihr ursprüngliches Ziel.

Manon flocht ihre Haare zu einem komplizierten Zopf damit sie nicht weiter ins Gesicht hingen und las sich den Brief noch einmal durch. Sie war nur eine einfache Bauerntochter, deshalb hatte sie dabei starke Probleme. Doch mit starker Konzentration und indem sie den Buchstaben langsam folgte, konnte sie den Sinn immer besser zusammenstellen.

Allerdings hatte sie noch gar keine Lust, wieder abzureisen. Erst vor ein paar Wochen war sie wieder angekommen, und nun, im Winter, hatte sie eigentlich Zuhause bleiben wollen, so wie sich die Tiere in der kalten Jahreszeit in ihren Bau zurückzogen um Winterschlaf zu halten.

Nun gut, notgedrungen musste sie abreisen.

Sie warf den Brief wieder auf den Tisch und ging nach draußen um durch die Felder zu streifen, berührte mit den Fingerspitzen sanft die Blätter und Blüten der Gräser und Kräuter.

Ihre Beine wurden sacht gestreichelt, unter ihren unbeschuhten Füßen kribbelte es. Die Sonne war jetzt fast nicht mehr zu sehen, der Himmel war hoch oben schon dunkelblau verfärbt und Sterne waren zu sehen, während sich am Horizont noch immer helles violett abzeichnete.

Manon liebte Sonnenauf- und Untergänge, die farbige Lichterkaskade, die dabei entstand und ihre beruhigende Wirkung auf Gemüt und Seele.

Sie hob die Hand zum Mund und drückte mit zwei Fingern gegen ihre Zunge um laut zu pfeifen.

Rechts oben auf dem Hügel hob ein Tier seinen Kopf, spitzte die Ohren und ging zuerst langsam, dann immer schneller den Hang hinunter.

Ein paar Meter, bevor es Manon erreichte, wurde das Pferd langsamer und stieß mit den Nüstern gegen ihre Hand.

Die Stute, ein Rappe, schnaubte leicht.

„Wir müssen bald wieder los, Foudra.“

Ein kleines Wiehern war zu hören, und Manon lächelte.

„Du freust dich also? Ich weiß, du bist genau so eine Zigeunerseele wie ich. Wir sind geübt, wir beide werden schnell dort sein. Komm, wir reiten noch ein bisschen aus.“

Sie schwang sich auf den Pferde Rücken, auch wenn kein Sattel vorhanden war konnte sie wunderbar reiten. Besser vielleicht noch als mit.

Foudra setzte sich in Bewegung, und zusammen strichen die beiden durch die Felder, in denen sich langsam der Nebel einzunisten begann, während der sichelförmige Mond, der golden das Blau hinaufkletterte auf sie hinunter blickte.

Eine junge Frau saß, trotz der Kälte in einem dünnen, grünbraunen Kleid, hoch oben auf einem starken Ast in einer Baumkrone und sah den Wolken in der Ferne zu.

Der Wind wurde langsam immer stärker, er hob ihr schweres, sehr langes blondes Haar hoch und strich ihr damit über das Gesicht. Die blauen Augen ließen sich nicht beirren und sahen weiter zum Horizont.

Einzelne blonde Strähnen hafteten an ihren Lippen fest, wehrten sich mit Hilfe des Windes, lösten sich endlich und flogen weiter durch die Luft.

Bald schon begannen die Wolken sich zusammenzuziehen, ballten sich drohend und bereit zum Kampf.

Dann ließen sie einen ohrenbetäubenden Donner los, bei dem die Frau lächelte.

Sie stieß sich von ihrem Ast ab, kam auf einem anderen, viel weiter schon unten, mit

den Füßen auf und war in wenigen Sprüngen auf dem Boden.

Barfuß rannte sie durch die Gräser, die eiskalten Pfützen und Schlammlöcher waren ihr in dem Moment egal. Sie rannte und rannte, der grüne Stoff schleifte über den Boden, sog sich mit dem Wasser, das sich an die Halme geklammert hatte, voll.

Ein paar Steine und Stöcke lagen auf dem Boden, sie schnitt und kratzte ihre Füße daran auf.

Der Regen setzte ein, die dicken Tropfen platschten auf die Erde und zersprangen in Tausende kleinere Perlen.

Er benetzte ihre nackte Haut an den Armen, ihr Haar und ihre Lippen, während sie immer noch weiter rannte mit ihren verwundeten Füßen.

Schließlich lief sie so schnell, dass sie nicht mehr sah, wo sie hintrat, blieb an einer Wurzel hängen und stürzte. Sie versuchte, sich mit den Armen abzustützen, doch im Schlamm rutschte sie weg und fiel mit dem Oberkörper in den Dreck.

Ein Blitz erleuchtete den Himmel für kurze Zeit, keine zwei Sekunden danach ertönte ein weiterer Knall des Donners.

Mit einem Lächeln auf den Lippen raffte sie sich wieder hoch, lief weiter und weiter.

Und endlich war sie auf dem freien Feld angekommen.

Sie schloß die Augen und hob den Kopf zum Himmel, breitete die Arme aus als würde sie den Segen Gottes verlangen.

Das Wasser fiel auf sie nieder, perlte von ihren Lidern ab und durchnässte ihr Kleid, das bald schon am Körper klebte, dreckig und kalt.

Ihr langes Haar wurde strähnig und begann zu triefen.

Sie öffnete die Augen, die jetzt begannen zu leuchten, und ein weiterer, über den ganzen Himmel verzweigter Blitz erschien.

Sie hob lächelnd die Hand.

Ein kleiner Blitz ging von ihrem Zeigefinger aus, zuerst nur kurz und aufleuchtend, dann größer, auch von anderen Fingern, schließlich war ein elektrischer Kranz um ihre Hand, der sich drehte und leuchtete. Ein Surren ertönte.

Sie lächelte.

„Ich habe so lange darauf gewartet, es wieder zu sehen...“

Ihre Augen röteten sich, aber ob es Tränen oder Regentropfen waren, die ihre Wange hinunter liefen, war nicht zu erkennen.

Sie stand sehr lange so da, doch irgendwann ließ der Regen nach.

Der Blitzring um ihre Hand blieb, allerdings wurde ihr irgendwann schwindelig und sie senkte die Hand wieder, woraufhin er sich auflöste.

Ob sie nun bereit war, zu gehen?

Bisher hatte sie sich geweigert.

„Nathalie?“

Sie drehte sich um.

Vor ihr stand ihre jüngere Schwester.

„Ich wusste, dass du hier bist. Komm her, ich habe Handtücher mitgenommen. Du erkältest dich sonst.“

Nathalie nickte und ging langsam auf das Mädchen vor sich zu.

Ihre Schwester lächelte.

„Und danach flechte ich dein Haar. Dann geht es dir nicht mehr bis zum Po und du kannst besser reiten. Du musst nun wirklich bald los.“

Ein erneutes Nicken von Nathalie. Sie lächelte.

Da lag ein Brief. Auf dem Tisch. Vergilbtes Pergament, mit schwarzer Tinte

beschrieben. Phillippe konnte das Kratzen einer Feder auf Papier hören.

Aber alles war dunkel.

Wo war er?

Woher kam das Licht von weit weg, das auf den Tisch leuchtete, den Brief jedoch nicht berühren wollte?

Es war heiß hier... Es brannte von irgendwo...

Ob die Engländer wieder irgendwo eingefallen waren? Raubten, mordeten, brandschatzten? Sich an Frau und Kind vergingen?

Was war das für ein Geräusch? Ein Babyschrei? Leidend, die Knochen zum zittern bringend. So kümmert euch doch um das Kind!

Der Brief... Mit ihm hatte dieses Grauen begonnen...

Phillippe ging darauf zu. Beim Berühren ertönten der Kirchen Glocken. War das ein Zeichen von Göttlichkeit? Göttlicher Bestimmung?

Er las ihn schnell und begierig durch. Doch teilweise waren die Buchstaben verschwommen. Bei Bourges. An der Loire. Ein Kloster.

Der Klerus verlangte etwas von ihm, doch was genau war nur schwer zu lesen.

Phillippe hob den Blick zu dem Licht.

Noch mehr Feuer... Doch hell erleuchtet, wie von Gottes Erzengeln selbst berührt.

Jubelschreie aus dunklen Kehlen ertönten. Menschen, die zu viel Wein getrunken hatten, so schien es. Und immer weiter die Schreie aus dem Säuglingshals.

Wo war das Kind? Er würde sich darum kümmern, wenn er nur wüsste wo...

Doch er konnte seine Augen kaum aufhalten, so müde waren sie. Sein Geist war hellwach, doch seine Lider wollten den Augen nur Ruhe gönnen.

Schatten...

Schatten überall. Blitzende Waffen.

Auch Phillippe zog sein Schwert. Engländer hatte er schon immer gejagt. Sie hatten seiner Familie damals Schreckliches angetan.

Aber er sah nichts.

Nur die Schatten und das Feuer. Wo war dieses schreiende Kind? Um Himmels willen, es schrie als würde es sich das Leben aushauchen.

Und jetzt kreiste ihn das Feuer ein.

Zog sich enger um ihn, wie um ihm die Luft abzuschnüren.

Es wurde so unendlich heiß...

Immer heißer...

Höllengefeuer...

Er riss die Augen auf und setzte sich verschwitzt in seinem Bett auf.

Er legte den Kopf auf die Seite und sein Blick wanderte zum Tisch.

Ein Brief der Kirche. Sein Herz blieb einen Moment stehen, doch kleine Bruchstücke des Traums rieselten schon wieder in sein Unterbewusstsein zurück.

Also sollte er tatsächlich losziehen.

Gut, dachte er sich, dann auch sofort. Hier würde er es keinen Augenblick mehr länger aushalten. In diesem Bett, wo ihn jede Nacht die Träume jagten und versuchten, ihn irre zu machen.

Es war Zeit.

Dringend.